

Zwei Begriffe personaler Identität

Dieter Teichert, Konstanz

Die Divergenz zweier Identitätskonzeptionen wird deutlich, wenn man bedenkt, dass in Praktischer Philosophie, Psychologie, Sozialwissenschaften und im Alltag davon gesprochen wird, eine Person bilde ihre Identität aus, verändere ihre Identität, verlöre ihre Identität oder sie habe gar mehrere Identitäten. Der theoretische Identitätsbegriff scheint mit solchen Redeweise nicht vereinbar zu sein, denn ein verbreiteter Konsens besagt „No entity without identity“ und das impliziert die Überzeugung, dass eine Entität jeweils *eine* Identität hat, nicht mehr und nicht weniger. Die Selbigkeit einer Entität beinhaltet die Veränderungen, die ihr widerfahren; Veränderungen führen nicht zu einer Vielzahl von Identitäten. Ebenso wird ausgeschlossen, dass etwas noch keine Identität besitzt, sondern diese erst im Lauf einer Entwicklung erwirbt.

Der Begriff der Identität oder Selbigkeit gehört zu den philosophischen Grundbegriffen, die oft als ‚primitiv‘ d.h. als grundlegend und nicht ableitbar bestimmt werden.¹ Unser Denken und Sprechen legt diesen Begriff ständig zugrunde, so dass es unmöglich ist, ihn gewissermaßen erst einmal aus dem Spiel zu lassen, um ihn dann schrittweise einzuführen. Ohne in die Details der seit Frege geführten Kontroversen einzutauchen, kann man festhalten, dass Identität meist als Relation bestimmt wird. Dabei gilt Identität als eine *reflexive, symmetrische, transitive* Relation. Da Identität durch das Merkmal der Transitivität von Ähnlichkeit unterschieden ist, verbietet es sich, Identität als maximale *Ähnlichkeit* zu erläutern.

Als paradigmatisch gelten Identitätsaussagen über Einzelgegenstände, die mittels singulärer Termini bezeichnet werden. Bedeutungsgleiche singuläre Termini dürfen in referentiellen (nicht-opaken) Kontexten *salva veritate* ausgetauscht werden. In empirischen Aussagen über Partikulare wird Ununterscheidbarkeit als Kriterium der Identität akzeptiert. Logisch und metaphysisch ist das nicht selbstverständlich, wie die Diskussion über Leibniz Prinzip der *Identität des Ununterscheidbaren* zeigen (Leibniz 1961, 264, 368, 384, 403; Teichert 2000, 152-176).

Mit Blick auf die Frage nach dem Konzept personaler Identität bietet es sich an zwischen *numerischer, qualitativer* und *diachroner (transtemporaler)* Identität zu unterscheiden. Diachrone (transtemporale) Identität wird oft als der zentrale Punkt des Problems personaler Identität aufgefasst. Dementsprechend lauten die einschlägigen Fragen:

I. „Was bedeutet es zu sagen, jemand sei (zu unterschiedlichen Zeitpunkten) ein und dieselbe Person?“

I.1. *Ontologisch*: „Unter welchen Bedingungen ist jemand gegenwärtig dieselbe Person wie in der Vergangenheit?“

I.2. *Epistemisch*: „Woher weiß man und wie erkennt man, dass jemand gegenwärtig dieselbe Person wie in der Vergangenheit ist?“

I.1. und I.2. werden manchmal als Frage nach den *Kriterien* der personalen Identität behandelt. Es ist aber sinnvoll, die Kriterienfrage ausschließlich als Frage nach der *Feststellbarkeit* der Identität einer Person aufzufassen und von der *Konstitution* strikt zu unterscheiden. Denn in manchen Fällen können wir die epistemische Frage nicht beantworten, obwohl wir grundsätzlich die ontologische Frage als entschieden betrachten wollen.

Die diachrone Identität von Entitäten kann auf ontologischer Ebene entweder als eindeutig *determiniert* oder als nicht eindeutig determiniert, als *vage* betrachtet werden. Die ontologische Vagheitstheorie fasst die diachrone Identität von Personen partiell oder generell als unbestimmt und nicht nur als unbestimmbar auf. Vagheit kann sich auf die Anfangs- und Endpunkte der Existenz einer Person beziehen. Der Determinist behauptet, die Frage „Existiert P jetzt?“ sei grundsätzlich immer eindeutig durch die Fakten bestimmt. Folgt man dem Verteidiger der Vagheit, dann hätten Personen eine ähnliche diachrone Identität wie ein Regenschauer: zu einem Zeitpunkt hat er noch nicht angefangen und zu einem späteren Zeitpunkt hat er eindeutig angefangen, aber welches ist der Zeitpunkt, zu dem er exakt begann? Vagheit besagt: die Person hat zu überhaupt keinem *einzelnen* Zeitpunkt exakt zu existieren begonnen. Das Sorites-Problem und die seit der Antike behandelte Frage nach der diachronen Identität von Artefakten liefern Argumentationsmaterial für den Verteidiger vager Identität (Teichert 2000, 77-81).

Besonders brisant sind die (durch Gedankenexperimente konstruierten) Fälle, in denen zu einem späteren Zeitpunkt zwei gleichermaßen gut qualifizierte Kandidaten als „Nachfolger“ einer bestimmten Person gegeben sind. Hier scheint die Logik des Identitätsbegriffs zum Kollaps des harten Modells Personalen Identität zu führen. Der Konflikt numerischer und diachroner Identität wird beispielsweise bei Parfit durch die Aufgabe des Identitätsbegriffs zugunsten des weiteren Konzepts psychischer Kontinuität zu lösen versucht: „personal identity is not what matters“ (Parfit (1984), 215; vgl. Teichert (2000), 225-264).

Gegenüber der ontologischen Vagheitstheorie nimmt sich die *epistemologische* Vagheitstheorie vergleichsweise harmlos aus: wir können die Frage nach der diachronen Identität einer Person nicht (schwache Variante: nicht immer) eindeutig entscheiden. Das ist nur für diejenigen eine Katastrophe, der Allwissenheit anstrebt. Prinzipiell ist in Sachen personaler Identität ontologische Determiniertheit mit epistemischer Vagheit durchaus vereinbar. Dies gilt zumal in solchen Kontexten, in denen Reduplikationen und Klone von Personen noch nicht realiter auftreten.

Das Gesagte setzt voraus, dass über die Konturen des Personbegriffs und über die *Personalität* des Individuums keine Zweifel bestehen. Man kann vorläufig davon ausgehen, dass Personalität im Kern durch *Erkenntnis- und Handlungsfähigkeit* bestimmt werden kann, wobei *Selbstbewusstsein* impliziert ist.

Der Beginn der neuzeitlichen Diskussion personaler Identität ist dadurch charakterisiert, dass vor

¹ Ich beziehe mich im folgenden auf die Überlegungen in Teichert (2000).

dem Hintergrund des Cartesischen Dualismus ein Gegensatz zwischen der Konzeption des identischen Körpers und des identischen Selbstbewusstseins in den Mittelpunkt rückt. Locke artikuliert die Unzulänglichkeit eines einfachen *Körperkriteriums* personaler Identität: Wer den Weg eines bestimmten Organismus durch das Raum-Zeit-Kontinuum kennt, hat damit nicht notwendigerweise Wissen über die entsprechende Person (Locke (1975), 328-348, vgl. Teichert (2000), 130-152). Die Kongruenz von Person und Körper (Organismus) wird in Lockes Gedankenexperiment aufgelöst. Der heutigen Philosophie liegen - insbesondere insofern sie vom Funktionalismus beeindruckt ist - solche Überlegungen („puzzle cases“) ausgesprochen nah. Lockes Lösung allerdings ist Gegenstand zahlreicher Einwände. Bei Locke ist die Identität der Person allein durch das *reflexive* Bewusstsein konstituiert. Damit überlappen sich die ontologische und die epistemische Problematik: eine über die Zeit hinweg identische Person zu sein heißt bei Locke: sich bewusst darüber sein, das man eine über die Zeit hinweg identische Person ist.

Eine starke Intuition, die gegen Locke spricht, sagt: sicherlich ist es möglich, dass ich mich über meine Vergangenheit täusche. In diesem Fall habe ich tatsächlich nicht die personale Identität, die ich zu haben glaube. Aber wenn meine Identität durch mein Bewusstsein bestimmt ist, welche Identität habe ich denn dann eigentlich? – Locke könnte sagen: „Natürlich ist mir klar, dass wir Irrtümern über die Vergangenheit unterworfen sein können. Das ist aber nicht zentral: nicht Allwissenheit ist verlangt, sondern ein kontinuierliches Bewusstsein über die Zeit hinweg“. *Kontinuität des Bewusstseins* kann unabhängig vom Inhalt des Bewusstseins sein: auch ein lang anhaltender Irrtum ist ein Zustand, der über die Zeit hinweg dauert. Ein Neo-Lockeaner fordert nicht *irrtumsfreies diachrones Selbstbewusstsein* der Person, sondern *psychische Kontinuität*.

Entscheidend ist, dass so gut wie alle diskutierten Modelle Personalen Identität insofern in der Tradition Lockes stehen, als sie das Bewusstsein der Person, ihr in der Zeit fortdauerndes Wissen und ihre Handlungen als fundamental ansetzen. Aufgrund der Probleme des Lockeschen Ansatzes wird das diachrone Selbstbewusstsein oft nicht als notwendige oder hinreichende Bedingung aufgestellt, aber es spielt eine zentrale Rolle. Selbst überzeugte Materialisten können in Sachen personaler Identität nicht problemlos das von Locke in den Mittelpunkt gerückte Selbstbewusstsein los werden, indem sie das Gehirn zur identitätsentscheidenden Instanz erklären. Denn das Gehirn gewinnt in der Personalitätsdiskussion aufgrund seiner kausalen Rolle als Träger des Bewusstseins und als Bedingung der Handlungen und sprachlichen Interaktionen der Person entscheidende Bedeutung.

Obwohl im Bereich der Theoretischen Philosophie vielfältige Optionen formuliert werden, werden die beiden folgenden Überzeugungen von der Mehrzahl der Debattanten als wesentlich akzeptiert:

Personalität ist nicht gradierbar: eine Entität ist entweder eine Person oder sie ist nicht Person. Der Personbegriff wird nicht so verwendet, dass jemand mehr oder weniger Person ist.

Ebenso wird *personale Identität* als *nicht gradierbar* anerkannt. Ansonsten würde die Identität der Person zu einer Ähnlichkeitsbeziehung. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass in bestimmten Kontexten epistemische Hindernisse eine eindeutige Feststellung der Identität verhindern mögen.

Der Kontrast des harten Begriffs personaler Identität und des offenen Begriffs tritt offen zutage, wenn etwa in den Sozialwissenschaften davon gesprochen wird, dass ein Individuum P mehrere Identitäten hat: P's Identität als Staatsbürger steht in eine Spannungsverhältnis zu seiner Identität als Mitglied einer diskriminierten Minderheit. Der israelische Staatsbürger mit arabischer Herkunft gerät in Konflikte, wenn er die Loyalität mit den beiden verfeindeten sozialen Gemeinschaften in seiner Person aufrecht erhalten will. Politische und ethnische Identitäten, soziale und familiäre Identitäten können konfliktieren.

Der Gebrauch des Ausdrucks ‚Identität‘ ist in vielen Fällen durch Verwendung des soziologischen Begriffs der *Rolle* ersetzbar. Wäre es nicht sinnvoll, den Identitätsbegriff hier zu eliminieren, um die Verwirrungen über seine Gebrauchsweisen zu beseitigen? – Nein: die durch logisches Unbehagen motivierte Reparatur wäre durch den Verlust auf einen sinnvollen Kern des offenen Konzepts personaler Identität erkaufte. Worin besteht dieser sinnvolle Kern? – Er liegt primär in der Betonung des Umstands, dass der Personbegriff in maßgeblichen Versionen die Vorstellung beinhaltet, dass Personen Wesen sind, die gleichermaßen durch *Welt-, Fremd- und Selbstbezug* bestimmt sind:

(a) Personen bilden Repräsentationen und Wissen über die Welt, über andere Personen und über sich selbst.

Jeder Vertreter des harten Begriffs personaler Identität kann (a) akzeptieren. Entscheidend ist aber, dass im Bereich der Praktischen Philosophie, der Sozialwissenschaften und außerwissenschaftlicher Diskurse – meist ohne explizite Klärung der Sachlage – der wesentlich stärkere Satz (b) impliziert ist:

(b) Personen sind konstituiert durch Repräsentationen und Wissen über die Welt, über andere Personen und über sich selbst.

Der entscheidende Unterschied zwischen (a) und (b) liegt offensichtlich in der Tatsache, dass in (b) das Repräsentieren und Wissen über Welt, die anderen und sich selbst *Konstitutionsmomente* der Person sind, während in (a) lediglich gesagt ist, dass Personen diese Repräsentationen und das entsprechende Wissen bilden. (b) ist also grundlegend von (a) unterschieden und stärker, denn nach (b) konstituiert sich eine Person P durch Repräsentationen und Wissen von P. Die Frage, welche Selbst-Repräsentationen entscheidend für die Personale Identität sind, ist eine komplexe Angelegenheit, die mit Blick auf konkrete Fälle zu behandeln wäre.

Die Rede von Selbst-Repräsentation darf dabei nicht in einem idealistischen oder psychologistischen Sinn missverstanden werden. Selbst-Repräsentationen sind nicht als beliebige, willkürliche, phantasievolle Konstrukte aufzufassen, sondern als mit den Handlungsmustern und Interaktionsformen der Individuen eng verzahnte Elemente des Welt-, Fremd- und Selbstbezugs. Der Begriff der Rolle, den ich als möglichen Ersatz für den Identitätsbegriff erwähnt hatte, vernachlässigt im Vergleich mit dem Begriff personaler Identität den *reflexiven* Aspekt der Personen.

Natürlich wird von der Seite des harten Identitätsbegriffs darauf hingewiesen werden, dass (b) im schlechten Sinn zirkulär zu sein scheint. Darauf kann der Vertreter des offenen Konzepts reagieren, indem er antwortet: „Während der harte Begriff mit der Annahme arbeitet, Personale Identität sei durch die einschlägigen *Fakten* bestimmt, operiert der offene Begriff mit der Vorstellung, die Identität der Person sei eine *Aufgabe*: die den einzelnen Personen gestellte Aufgabe, ihre Lebensvollzüge so zu gestalten, dass Welt-, Fremd- und

Selbstbezüge miteinander kompatibel sind und im Licht grundlegender Überzeugungen als akzeptabel erscheinen.'

Entsprechend wäre die Divergenz beider Sichtweisen nicht als Disjunktion zu begreifen. Der offene Begriff personaler Identität wird exemplarisch gebraucht mit Blick auf Biographien, in deren Verlauf ein Individuum eine Identitätskrise durchmacht und eine neue Identität gewinnt. In diesen Kontexten wird erkennbar, dass eine wesentliche Dimension des Personbegriffs darin liegt, dass die - eine reflexive Komponente enthaltende - Erkenntnis- und Handlungsfähigkeit der Person sich nicht nur auf jeweils einzelne Situationen erstreckt, sondern auf die Aufgabe bezieht, das eigene Leben nicht nur zu leben, sondern ein Leben zu *führen*, im Rahmen der Gegebenheiten zu *gestalten* und zu *verantworten* (Habermas (1976), 63-91 und 92-126; Harris (1995); Lévi-Strauss (1983); Nietzsche (1988) I, 338, II, 524, III, 519, IX, 361; Ricoeur (1988), (1990); Taylor (1989); Teichert (2000a). Solange diese Konzeption der Person und der mit ihr eng verbundene Begriffe der *Autonomie* und des *Charakters* das ethische und alltägliche Verständnis von Personalität mitbestimmen, erfüllt der offene Begriff Personalität seine genuine Aufgabe und erscheint mit seinem harten, theoretischen Gegenstück kompatibel zu sein.

Es wäre eine Überraschung, wenn die Vertreter des harten Begriffs ohne weiteres mit dieser Sichtweise einverstanden wären. Ein solcher hermeneutischer Umgang mit begrifflichen Problemen erscheint ihnen oft inakzeptabel. Angesichts dieser Sachlage sind zwei Hinweise angebracht:

1. solange der harte Begriff personaler Identität die durch Reduplikations-, Fusions- und Spaltungsszenarien offen gelegten Defizite nur formal beseitigt und nicht auch in ein gehaltvolles Modell der Identität von Personen integriert hat, kann der offene Begriff seine Position zweifellos mit guten Gründen behaupten;

2. die logischen Bedenken gegen eine im offenen Begriff personaler Identität vorliegende Zirkularität können entschärft werden, wenn man den Begriff überhaupt nicht im Rahmen der *Relationstheorie* der Identität ansiedelt, sondern personale Identität als ein *einstelliges Prädikat* auffasst, dass Personen zugeschrieben wird, die in ihren Lebensvollzügen eine bestimmte Struktur ihres Welt-, Fremd- und Selbstbezug aufweisen. Diese Struktur ist unter anderem dadurch bestimmt, dass eine Person in ihren Handlungen eine rationale Kohärenz und Konsistenz über die Zeit hinweg zeigt. Die prädikative Konzeption personaler Identität besitzt die Form ‚Px‘: ‚x hat personale Identität‘, worunter zu verstehen ist, dass x die skizzierte Form von Welt-, Fremd- und Selbstbezug zeigt.

Diese Konzeption ist mit der Rede davon vereinbar, dass eine Person eine Identität ausbildet oder auch ihre Identität verändert: denn es ist verständlich, dass sich die identitätskonstitutive Kohärenz und Konsistenz des Denkens und Handelns in einem Prozess der Sozialisation ausbildet wie es auch möglich ist, dass sich die ausgebildete Struktur des Welt-, Fremd- und Selbstbezugs im Lauf einer Biographie radikal verändert, etwa im Rahmen von ‚Konversionen‘, von Erfahrungen, die zu einem grundlegenden Wandel der Orientierungen eines Subjekts führen.

Auf sprachlicher Ebene kann man die Divergenz beider Konzeptionen durch den Umstand spezifizieren, dass das harte Konzept primär auf die Formulierung wahrer *Identitätsurteile* ausgerichtet ist, während das offene Konzept nicht nur auf die Artikulation wahrheitsfähiger Sätze abzielt, sondern gerade in der nicht

als Informationssuche aufzufassenden *Frage* „Wer bin ich?“ oder den *Imperativen* „Werde, der du bist!“ und „Sei du selbst!“ entsprechende Lebensweise zu verstehen ist. Wer die Frage „Wer bin ich?“ ausschließlich als Frage nach dem Personennamen begreift, der eliminiert die im offenen Begriff personaler Identität wesentliche Dimension des reflexiven Selbstbezugs und der Verantwortung für das eigene Leben.

Literatur

- Geertz, C. 1973 "Person, Time and Conduct in Bali", in C. Geertz *The Interpretation of Cultures - Selected Essays*, New York: Basic Books, 360-411.
- Habermas, J. 1976 *Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Harris, H. (ed.) 1995 *Identity - Essays Based on Herbert Spencer Lectures Given in the University of Oxford*, Oxford: Clarendon.
- Leibniz, G.W. 1960 *Fragmente zur Logik*, ed. und trad. F. Schmid, Berlin: Akademie-Verlag.
- Leibniz, G.W. 1961 *La logique de Leibniz d'après des documents inédits*, ed. L. Couturat, Hildesheim: Olms.
- Lévi-Strauss, C. (ed.) 1983 *L'identité - Séminaire interdisciplinaire*, Paris: PUF.
- Locke, J. 1975 *Essay Concerning Human Understanding*, ed. P.H. Nidditch, Oxford: Clarendon.
- Nietzsche, F. 1988 *Sämtliche Werke - Kritische Studienausgabe I-XV*, München: dtv.
- Parfit, D. 1984 *Reasons and Persons*, Oxford: Clarendon.
- Ricoeur, P. 1988 *L'identité narrative*, *Esprit* 7, 295-304.
- Ricoeur, P. 1990 *Soi-même comme un autre*, Paris: Seuil.
- Taylor, C. 1989 *Sources of the Self*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Teichert, D. 2000 *Personen und Identitäten*, Berlin - New York: de Gruyter.
- Teichert, D. 2000a „Selbst und Narrativität“, in A. Newen, K. Vogeley (ed.) *Selbst und Gehirn*, Paderborn, 201-214.